

Fehlidentifizierung kommen kann. Die Lösung ist, daß, wo überhaupt nicht identifiziert wird, auch die Möglichkeit einer Fehlidentifizierung nicht gegeben ist.“ (83) Aber ich habe schon darauf hingewiesen, daß z. B. der Sachverhalt, daß ich traurig bin, identisch ist mit dem Sachverhalt, daß ich mit einem Traurigen identisch bin, und wenn ich mit voller Überzeugung, mich identifizierend, sage, daß ich mit einem Traurigen identisch bin, dürfte die Evidenz, daß es sich so verhält, für mich so stark sein, daß die Möglichkeit einer Täuschung für mich ungläublich wird. Das liegt aber nicht daran, daß ich nur traurig sein könnte, wenn ich weiß, daß ich traurig bin. Ich könnte vielmehr so tief in Trauer versunken sein, daß ich keinen Begriff mehr von ihr habe, und dann wüßte ich vor lauter Trauer nicht mehr, daß ich traurig bin. Das Beispiel führt in die Nähe von Wittgensteins Sophisma: zu wissen, daß man Schmerzen hat, sei nichts anderes, als sie zu haben; wozu das beste Gegenbeispiel der Neugeborene ist, der gewiß Schmerzen hat, wenn er gerade unter Qualen aus der Vagina hervorgegangen ist, aber doch nicht weiß, daß er Schmerzen hat, weil sich ihm aus der chaotisch-mannigfaltigen Ganzheit seiner Situation noch kein Sachverhalt mit der zum Wissen erforderlichen Einzelheit abhebt. Wenn ich weiterschreiben wollte, müßte ich in den interpretatorischen Teil des Buches eintreten, in dem Tugendhat an nächster Stelle verwandte Sophismen Wittgensteins²⁰ reproduziert. Da ich mich aber auf den systematischen Anfangsteil des Buches beschränken will, breche ich die Diskussion hier ab.

Zur buchhalterischen Indifferenz der Ethnomethodologie erster Phase

Von Karl-Peter MARKL (München)

Seltsam und im wahren Sinne des Wortes wunderbar sind oft die Zusammenhänge im weiten Spiel der intellektuellen Geschichte und der Kulturpolitik. So tauchte der Name Alfred Schütz im vergangenen Jahrzehnt immer häufiger und an immer unerwarteteren Stellen der Soziologie und der sozialwissenschaftlich orientierten Philosophie auf. Man denke nur daran, daß ein englischer Althusserianer (dies war Barry Hindess zu Beginn der siebziger Jahre noch) in *Economy and Society* Schützens phänomenologischen Ansatz zur Diskussion stellte.

Es kann dahingestellt bleiben, ob die Auseinandersetzung angelsächsischer „Marxisten“ mit dem sozialtheoretischen Hauptexponenten der Husserlschen Weltsicht diese Schütz-Mode hervorgebracht hat oder ob diese eher als philosophische Begleiterscheinung von jenen Empirikern gezeitigt wurde, die von teilnehmender Beobachtung (participant observation) aus rein methodologischen Gründen mehr halten als von rigorosen Theoriegebäuden und deren sich häufig selbst bewahrheitenden (self-fulfilling), empirisch jedoch leeren Voraussagen. Im vorliegenden Argument gehe ich davon aus, daß jedenfalls auf dem Niveau der Husserlschen „natürlichen Weltanschauung“ bzw. der „Lebenswelt“ gewisse Ähnlichkeiten festzustellen sind mit jener ethnomethodologischen Zurückhaltung, die als falsch verstandene Neutralität und Unvoreingenommenheit jegliche theoretische Vorwegbestimmung ablehnt und alle Kategorien und Meßgrößen dem Diskursmedium einer bestimmten, abgegrenzten Untersuchungssituation zu entnehmen trachtet. Hier wie dort wird das kritische Potential der wissenschaftlichen Annäherung an ein soziales Phänomen von vornherein beschnitten.

²⁰ Vgl. V, 152–156.

Etwas konkreter betrachtet ist es besonders ein Aspekt, den all diese Ansätze teilen. Und dieser kommt dann zufällig auch noch den Ergebnissen der Lektüre einiger hermeneutischer Standardschriften und Wittgensteinscher Sprach- bzw. Kommunikationstheorien seitens der Soziologen entgegen: Sprache, so wie sie alltäglich zum Ausdruck kommt, Sprechen, so wie es tatsächlich stattfindet, spiegeln nicht nur Wirklichkeit wider, sie sind selbst Realität. Im metaphorischen Sinn von Kommunikation schlechthin ist „Sprache“ die elementarste Kondition all dessen, was die Sozialwissenschaft interessiert und überhaupt interessieren kann. Hieraus folgert eine wachsende Anzahl von Soziologen, daß der Diskurs unter Mitmenschen als solchen einen wichtigeren Stellenwert in gesellschaftswissenschaftlichen Erklärungsmodellen erhalten sollte als bislang.

Besonders spektakulär, weil als neuer und jargonhafter Terminus auch besonders einprägsam, ist in diesem Zusammenhang die vorwiegend amerikanische Forschungspraxis der *Ethnomethodologie*. Über sie fanden einige Soziologen zu Schütz zurück, obschon oder gerade weil es der Anspruch dieser Methode werden sollte (ob ihre Erfinder daran gedacht haben oder nicht!), daß sie sich als empirische Tätigkeit aus eben der Schützschen Relativierung von Umweltperspektiven ergeben habe.

Ob diese Sicht zu einer Radikalisierung, zu noch mehr Pluralismus oder zur Entpolitisierung der sozialwissenschaftlichen Aktivität beiträgt, ist noch umstritten; „ordinary language“, Alltagssprache, „dem Volk aufs Maul schauen“ – dies waren eigentlich schon immer Ausgangs- oder Bezugspunkte für Theorie und sogar für Philosophie. In den angelsächsischen Ländern regiert immer noch die Oxforder Schule der analytischen Philosophie, verbunden mit „ordinary language philosophy“, eine Lehrmeinung, die ziemlich kategorisch jedes politische Engagement und jede soziale Verantwortung ablehnt und in Sachen Ethik immer noch auf der Trennung von Zweckrationalität und Intuitionszielsetzung des Cambridger Professors *George Edward Moore*¹ aufbaut.

Sie trennt Bemerkungen streng nach dem, was ist, und dem, was sein soll. Dabei sind Sprache und ihre Regeln eben etwas, das einfach da ist und als gegeben angesehen wird. Erst neuere Vertreter dieser Schule, die von den politisch und oft marxistisch denkenden Radikalphilosophen (mit ihrer Zeitschrift *Radical Philosophy*) gerade jetzt wieder schwer attackiert wird, lassen Interpretationen oder Extrapolationen ihrer analytischen (d. h. in „Normalsprache“ fundierten) Sätze zu, die gesellschaftliche und politische Relevanz ausdrücken.

Natürlich ist jedem Historiker, Soziologen oder Politiktheoretiker klar, daß „Normalsprache“ historisch, kulturell und politisch bedingt und somit ebenso „normal“, objektiv oder wertneutral ist wie die Umstände, in denen sie verwendet wird und für die sie symptomatisch ist. *Jürgen Habermas* wertete in seinen *Vorbereitenden Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz*² *John Searles* Büchlein *Speech Acts*³ aus. Gemäß *Habermas* sind hier die Sprechakte „im Hinblick auf die Regelsysteme, die für ihre Erzeugung konstitutiv sind, analysiert“. Sie stellen „gleichzeitig den intentionalen Gehalt und dessen sprachliche Realisierung“ (103). In der Tat will Searle das Vorkommen, die Performanz von Sprache in einem gesehen wissen mit ihrer Bedeutung. Dies ist natürlich genau, was schon *Ludwig Wittgenstein* wollte, als er den Sinn von Sprache und wohl auch von aller Kommunikation im weitesten Sinne als ihren Gebrauch und ihre tatsächliche

¹ *Principia Ethica* (Cambridge 1903).

² Z. B. N. Luhmann/J. Habermas, *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie* (Frankfurt a. M. 1971) 101ff.

³ J. Searle, *Speech Acts* (Cambridge 1969) 16.

Anwendung (oder auch als Präsentation anstatt nur als Repräsentation) auffaßte. Sprache im weitesten Sinn von Kommunikation und Interaktion ist jeweils unter anderem „präsentativ“. Kommunikation ist nicht nur Diskurs *über* etwas Reales, sondern ist *selbst auch real*. Kommunikation (selbst) stellt Wirklichkeit dar – und zwar in dem doppelten Sinn, daß sie einerseits Wirklichkeit reflektiert, zum Erscheinen bringt und somit re-präsentiert, aber andererseits auch selbst Wirklichkeit, Erscheinung und damit gegenwärtig *ist*. (Searle freilich beschränkt die Sinnhaftigkeit seiner Sprechakte oder auch der Wittgensteinschen Sprachspiele, wenn nicht auf rein verbales Sprechen, so doch auf Kommunikationssymbole, die ihren Symbolwert einzig und allein vorausgegangenen Übereinkünften und Abmachungen danken.)⁴

All dies, nur um zu zeigen, daß Philosophen, Soziologen und Politiktheoretiker Sprache durchaus ernst nehmen – und zwar Alltagssprache. Daß schon Luther „dem Volke aufs Maul zu schauen“ seiner theologischen und philosophischen Interessen für Wert befand, ist bekannt – daß dies zu ganz konkreten politischen Entwicklungen stark beitrug, ist unbestritten. Und doch ist der Status von Theorie im Verhältnis zur Sprache und zu Alltagsgesprächen gerade in der Soziologie problematisch. Am vertrautesten ist dabei auch für Alfred Schütz' Sozialkonstrukt das Problem, welche Formulierungen als wissenschaftlich und welche als vor- oder un-wissenschaftlich zu bezeichnen sind: *Max Webers* „subjektive“ und „objektive“ Bedeutung – *Marxens* Basis und Überbau. Auch in der Rechtslehre, von der zumindest Weber profitierte und von der Schütz, wenn auch nur über letzteren, wußte, kann die „subjektive Tat“ nicht außer acht gelassen werden. Ist der Mann des versuchten Mords schuldig, weil er in der objektiv fälschlichen, subjektiv aber gegebenen Annahme, Hustenbonbons wirkten tödlich auf Leute, die keinen Husten haben, seiner Schwiegermutter solche Bonbons anstelle normaler Bonbons zu lutschen gab, als sie keinen Husten hatte und ihn um eine Süßigkeit bat?

In der angelsächsischen Sozialtheorie wurde dieses Webersche Problem der „subjective meaning“ von *Alfred Schütz*, der sich zum soziologischen Musterschüler *Edmund Husserls* und somit zum Starphänomenologen englischsprachiger Sozialtheorie entwickelte, mit all der ihm eigenen Rhetorik zur Diskussion gestellt. Gleichzeitig versuchte *Schütz* den Begriff einer „common sense“-Soziologie einzuführen. Die Hindernisse, gegen die *Schütz* anzukämpfen hatte, waren trotzdem beträchtlich genug, besonders in Großbritannien, um „seine Lehre“ einige Jahrzehnte – zu seinen Lebzeiten bis kurz nach seinem Tod 1959 – in den Kreisen einer vornehmlich positivistischen und empirischen Soziologie und der sie begleitenden Politikphilosophie als unwissenschaftlich abzuqualifizieren. Erst die Krise der Soziologie des Westens brachte neuen Wind in die Segel der sozialwissenschaftlichen Phänomenologen. Diese verkaufen sich unter den verschiedensten Etiketten, vom leicht journalistischen „Skin Trader“ *John O'Neill*⁵ bis hin zu dem Begriff, der Gegenstand dieses Berichtes sein soll: „Ethnomethodologie“.

Zu den erkenntnistheoretischen Implikationen der Ethnomethodologie

Nicht nur Soziologen, auch Historiker sind sich nicht einig, welcher Evidenz, welchem Material, welchen Dokumenten Vorrang zu geben ist. Bei den „reinen“ Historikern mehr positivistischer Orientierung läuft dies oft darauf hinaus, daß das Material, das zufällig

⁴ Ebd. 16.

⁵ J. O'Neill, *Sociology as a Skin Trade* (London 1972).

gerade entdeckt wird und noch etwas Originalität in der Interpretation zuläßt, dem gehabten vorgezogen wird. Theoretisch orientierte Sozialwissenschaftler, einschließlich einiger Historiker mit theoretischem Anspruch und politischer Haltung, wählen gewöhnlich eine Basistheorie.

Der Theoretiker schaut hinter die Kulisse. Dies ist etablierte Methode. Das ist seit eh und je das Interesse politiktheoretischer, soziologischer Forschung. Was variiert, ist die jeweilige Bezugstheorie, Ideologie oder politische Parteilichkeit. Dies macht den wissenschaftlichen Pluralismus aus, der in diesem Zusammenhang eigentlich nichts anderes bedeutet als mangelnde Kohärenz und Grundsatzübereinstimmung.

Es wird oft behauptet, daß theoretische und empirische Ansätze dort voneinander abweichen, wo der Theoretiker auf alle Fälle die Fakten durch Reduktion, eben rein theoretisch, auf ein vorher determiniertes Theoriegebäude erklärt und der Empiriker vorgibt, die Fakten als solche darstellen zu können, ohne irgendwelche vorher festgelegte Theorie ins Spiel zu bringen. Beide irren. Die Ethnomethodologie nun bietet eine sehr empirisch anmutende Lösung, indem sie weder Klassenkampf noch Systemstabilität oder ähnliches, sondern das *praktische Rasonieren*, die alltägliche verbale und nicht-verbale Kommunikation zwischen „Mitgliedern“ sozialer Gruppen und deren eigenes Selbstverständnis zum Ausgangs- und Endpunkt und somit auch zur Basis ihrer Überlegungen und Beschreibungen macht. Die tatsächliche Performanz von Diskurs und Interaktion ist also ins Zentrum gerückt, das ist zunächst einmal Diskurs und Interaktion der Beobachteten, der vom Soziologen zur Analyse ausgewählten sozialen Gruppe in einer ganz spezifischen, auch zeitlich begrenzten Situation.

Natürlich ist das nicht ganz so einfach, wie es zunächst klingt, schon allein aus Gründen, auf die ich bereits angespielt habe. Was sind denn diese tatsächlichen Interaktionen, diese Situationen, diese Tatsachen? Wie werden sie ausgewählt? Ist Dokument A treffender als Dokument B? Oder gehören sie beide zusammen? Was macht ein Wort oder eine Geste bedeutungsvoller als andere – wenn nicht die jeweilige Interpretation nicht nur eines Vorgangs durch sich selbst oder seine Teilnehmer, sondern vor allem auch durch den Soziologen, seine Analyse, Beschreibung und Wertung in einem? Wenn wir immer wüßten, was tatsächlich vor sich geht, hätten wir die obigen Theorienprobleme leicht überwinden können. So können wir an dieser Stelle die am weitesten verbreitete Kritik an der Ethnomethode schon vorwegnehmen: Erstens führen Eigeninterpretationen nicht immer zu hinlänglichen Erklärungen und auch die ehrlichsten Beschreibungen von Situationen oder Szenen nicht immer zu Übereinstimmung, was z. B. beweist, daß Konflikt eine ziemlich wichtige Rolle spielen kann; und zweitens ist natürlich auch die Situation des Ethnomethodologen jeweils eine sich partiell selbstinterpretierende, so daß der Forscher z. B. selbst in Konflikte hineingezogen werden kann. Selbstverständlich schließen das praktische Rasonieren des Normalbürgers und somit seine Interaktionen oder soziale Performanz auch Theorie ein – wenn auch nicht immer eines jener weitläufigen zusammenhängenden wissenschaftlichen Paradigmata, die die Sozialwissenschaft dominieren. Ausgeschlossen werden diese nicht von vornherein. Ethnomethodologie ist vielleicht eher bereit als andere Ansätze, auch fremdartige Erklärungsmuster zu akzeptieren, aber sie ist deshalb nicht frei von aller Theorie. Sie mag zwar den Großteil der Verantwortung für ihre Rasonnements zurückzulegen vorgeben an jene Gruppen und Situationen, die sie jeweils untersucht. So geschieht es unbewußt ja in den meisten „rein empirischen“ Verfahrensweisen. Formal läßt sich dabei beobachten, daß diese Methode vielleicht mehr als irgendeine andere Zweideutigkeiten verarbeitet – nicht indem sie sie eindeutig klärt und erklärt, sondern indem sie sie als Bestandteile von Interaktion, Dialog und somit von Gesellschaft akzeptiert. Konsens und Konflikt können in jeder beliebigen Interaktion vorkommen, sie dienen nicht als prinzipielle

Erklärungsmuster. Und trotzdem ist eine *position prise* seitens des Ethnoforschers nicht zu vermeiden, da er es ist, der die Interaktionen, Situationen oder Szenen zunächst sondiert.

Ein weiteres Problem ist wohlbekannt: Wie kann ein Anthropologe, nur weil er einige allgemeine Fertigkeiten und irgendeine Eingeborenenersprache gelernt hat, vorgeben, die Riten und Gebräuche der entsprechenden Stämme adäquat verstehen oder gar beschreiben zu können? Wird er nicht immer ein unzulänglicher „Übersetzer“ von etwas grundsätzlich Fremdem in die Vulgata einer westlichen Kultur bleiben, aus der er kommt und in die hinein er primär sozialisiert wurde? Er kann sein bestes tun, er kann wie der Maler Gauguin in der Fremdkultur aufgehen, sich in ihr entwickeln, sich ihr anpassen und Züge von ihr annehmen. Was er als Anthropologe nicht kann (solange er Anthropologe bleibt), ist, seine Identität voll durch eine andere ersetzen. Da geht es der Ethnomethode nicht besser. Auch wenn der Forscher versucht, diesen Prozess des Identifizierens so weit zu treiben wie möglich und alle Erklärungshilfen und „Interpretationen“ von Benehmen und Taten von den sich Benehmenden und den Akteuren selbst zu beziehen, wird er immer ein Fremder, eben ein Ethnomethodologe, bleiben, ein Außenstehender, einer, der die Situation als ganze von außen und aus eigener Warte betrachtet. Wenn er auch nicht immer ein Elefant im Porzellanladen ist, so wird er selten vermeiden können, wie ein Preuße in Bayern zu erscheinen.

Selbstinterpretation ist nicht immer verbalisiert, sie ist noch nicht einmal immer allen oder irgendwelchen „Mitgliedern“ („members“) bewußt. Und doch hat jede Situation ihre eigene Interpretation, ihr spezifisches Hintergrundwissen und somit *ihre* Theorie. Große Theorien und großartige geschichtliche Auftritte von *John Stuart Mill*, *Emile Durkheim*, *John Meynard Keynes*, *Willy Brandt*, *Charles de Gaulle* oder *Lady Joan Robinson*, nur um wenige Zufallsbeispiele zu nennen, wären somit abgewertet oder einnivelliert, ihre Vertreter „degradiert“ zu Normalmitgliedern, deren Interpretationsmuster für die Gesellschaft vielleicht im Einzelfall etwas kohärenter, intelligenter, machtvoller, weitverzweigter und manchmal auch überzeugender als die üblichen ausgefallen sind, denen im Prinzip aber die Weltsicht des Herrn Müller oder der Frau Maier nicht nachstehen. Methodologien sind als Weltsichten emanzipiert – so will es scheinen. Aber wie sieht es mit der Weltsicht des Ethnomethodologen selber aus?

Es war einmal, so könnte es heißen, ein gesellschaftlich und politisch engagierter Intellektueller, der sich mit der Analyse und Theorie des Staates in der Tradition Hegels nicht zufriedengab. Er verstand seine Radikalität darin, hinter die formalrechtlichen und institutionellen Kulissen zu schauen und die Machenschaften der Machthaber zu entlarven. Er stieß dabei auf Wirtschaftsinteressen. Die Wurzel (-Radikalismus-) und „Basis“ und damit die *endgültige Erklärung* für das Beobachtete und Durchschaute fand er in den Produktionsverhältnissen, im Klassenkampf, in Ausbeutung und Verfremdung von Arbeit, Arbeitskraft und Arbeitern. Für die Ethnomethodologen ist dieser *Marx* nur einer von jenen, die auf einem ziemlich speziellen Gebiet eine oder auch mehrere Masken, die bei ihm „Überbau“ heißen, herunterriß – nur um getreu *Georg Büchners* Bühnenmetapher⁶ auf eine neue Maske zu stoßen. „So machen’s alle“ mit mehr oder weniger Durchhaltevermögen.

Masken – Theorien, Modelle, Strukturen, Basisannahmen haben alle etwas Maskenhaftes – repräsentieren etwas, sie verstecken vieles, sie machen vieles ungesehen, indem sie unseren Blick auf sich und weg von anderem lenken, auch wenn sie es nicht verdecken. Sie sind selbst da – und wirklich. Sie haben, um in der Bühnensprache zu bleiben, Präsenz. Die Frage ist nicht: Maske oder keine Maske?, vielmehr: Welche Maske, welche Erscheinung, welche

⁶ Leonce und Lena.

Form? Interpretation sowohl durch den Schauspieler wie durch den Theoretiker heißt, die Form dem Inhalt anzupassen. Abstraktion und Konkretes sowie Konkretisierung von Abstrakta müssen abgestimmt sein. Das Verhältnis von Form und Inhalt muß stimmen. Darüber, wie dies am besten zu leisten ist, kann man sich streiten. Die Ethnomethodologie versucht, die „Präsenz“ oder „Immanenz“ der „Mitglieder“, der Akteure in ihrer Aktion zu greifen. Sie will so wenig wie möglich selber interpretieren oder ihre eigene Identität „ins Spiel bringen“. Aber um ein Spiel handelt es sich doch. Die Bühne für das Spiel gesellschaftlicher Interaktion kann weder weg – noch vollkommen durchdacht werden. Noch viel weniger kann diese Bühne abgebaut werden. Jede Aktion hat ihre Masken, ihre Kulissen und ihr Publikum, ganz zu schweigen von ihren Darstellern, Regisseuren und Kritikern. Jede Interaktion „denkt“, wenn sie auch nicht total sich selber denkt oder ausdenkt; sie denkt sich jedenfalls *mit*. Dabei ist in der Interaktion mit anderen niemand rein er selbst *allein*. Der *Sartresche Andere* ist immerdar. Das Spiel, die Szene, das Stück, die Situation, die Realität sind immer und unabänderlich sozial – sie finden statt, haben ihren Ort und ihren Zeitverlauf in einer interpretierten und sich ständig weiter interpretierenden Welt, die sich selbst nur stückweise präsentiert.

Dies Weltbewußtsein sowie jener immer gegenwärtige *Andere* zwingen zur Abstraktion – zur Abstraktion jedenfalls vom Ideal-Selbst *in statu prae-sociabilis*. Der Akteur ist Mitglied dieser Interpretationswelt und Bestandteil jeweils eines Gliedes der unendlichen Situationskette. Das Mitglied ist kategorisch und existential zur gesellschaftlichen Mitteilung und Erscheinung gezwungen – zum Maskenwesen vor anderen – vor und von seinem Publikum interpretiert. Das ist seine gesellschaftliche Realität. Denn die Aktion, das Bühnengeschehen, findet statt nicht nur im Einklang aller Schauspieler, des Regisseurs und anderer Mitarbeiter und in der „Verpackung“ durch Kulissen, sondern auch noch vor Zuschauern, wie z. B. den Ethnomethodologen. Auch wenn eine Szene sich selbst oder von selbst spielt, für die Beistehenden, das Publikum, die zahlenden Gäste ist es doch praktisch nie ihre volle Identität. Es bleibt ein Stück, ein Objekt, eine Abstraktion – eine Abstraktion unter anderem *weg von der eigenen Wirklichkeit*.

Ethnomethodologie ändert nichts an dieser ziemlich einfachen und vertrauten existential-philosophischen Grundansicht. Nur plädiert sie für die Anerkennung spezifischer Masken in spezifischen Akten unserer Stücke. Sie plädiert, die Spieler beim Wort und auch bei ihrem Schweigen zu nehmen, d. h. ihnen ihre Selbstdarstellung zu lassen, ihre Eigeninterpretation so weit wie möglich abzunehmen. Zu diesem Zweck will sie die spezifischen Auftritte und Dialoge aufnehmen und möglichst getreu der Selbstinterpretation dokumentieren, die die Szene konstituiert. Aber ist dies ein originelles Bemühen, oder ist es nicht mehr als die erkenntnistheoretische Problematik, die z. B. in der Hermeneutik angesprochen wird?

Hier liegt eine weitere Schwierigkeit. Welches sind denn diese spezifischen Szenen? Was macht eine Einheit aus? Woher beziehen sie ihre raum-zeitliche und historisch-soziale Abgrenzung? Unterschiedliche Interpretationen, Mißverständnisse, Konflikte, Widersprüche *in der Abgrenzung von Szenen* sind nicht selten. Denn alles praktische Rasonieren hängt natürlich in einem großen gesellschaftlichen, kommunikativen und interaktionalen Zusammenhang. Nicht selten ist es gerade die analytische, vergleichende und wissenschaftliche Aktivität, die diesen Globalnexus ausbaut und offenlegt. Daher bleibt die Frage offen, wie eine spezifische Untereinheit, eine Situation, ein zu untersuchender Diskurs oder eine „Einzelaktion“ von dem Rest aller Aktionen und Interaktionen abzutrennen und vor ihm zu identifizieren ist.

Die exakte Reportage eines gesellschaftlichen Ereignisses ist auch dadurch beschränkt, daß das Medium immer sprachlich bleibt. Ein Ereignis z. B., welches in irgendeiner Kultur vielleicht ausschließlich den hochentwickelten Geruchssinn anspricht, kann nur sehr

unzulänglich in Deutsch oder anderen westeuropäischen Sprachen aufgezeichnet werden. Das Medium der Aufzeichnung wird dem Vorfall nicht gerecht. Ebenso wird eine sprachliche Reportage in Beziehung zu einem nicht rein sprachlichen Vorkommnis immer eine Übersetzung und Reduktion darstellen. Und selbst wenn Ethnomethodologen die Mittel ihrer Reportagen bereichern, wenn Filme, Tonbänder und vielleicht sogar „smell reporters“ in Stellung gebracht werden, gibt es Beschränkungen, die rein medienbedingt sind. Keine Situation läßt sich perfekt reproduzieren. Daher hängt jede Identifizierung einer Situation von den Ausdrucksmitteln des Forschers ab.

Zu dem Unausgesprochenen ist es oft der Fremdling, der Außenstehende, der Andere, der Soziologe, der am leichtesten Zugang finden kann zu dem, was der Handelnde selbst, der Akteur, zwar stillschweigend voraussetzt, nicht aber ausspricht und durch seine Handlung nur indirekt zum Ausdruck bringt. *Garfinkel*⁷ war zunächst (zu Beginn der sechziger Jahre) interessiert daran, zu entdecken, was Alltagssituationen – auch die kleinsten und anscheinend unbedeutendsten, wie z. B. Telefongespräche, kurze kryptische Dialoge zwischen Ehepartnern und Szenen beim Einkaufen – als gemeinsames Situationsverständnis der Teilnehmenden jeweils beinhalten. Wenn man nur den verbalen Dialog betrachtet und vom allgemeinen und speziellen Kontext absieht, sind viele Situationen nicht zu verstehen. Dies kann als erster Beweis dafür, daß noch andere Faktoren im Spiel sein müssen, leicht nachgewiesen werden und ist jedem gelegentlichen Leser von Theater- oder Filmskripten hinlänglich bekannt. Auch die Sprachphilosophie, die *Garfinkel* jedenfalls am Anfang seiner Karriere nicht berücksichtigte, hat natürlich schon seit langem darauf hingewiesen, daß das Verständnis von Worten wie ich, du, dies, jenes oder Bezugssphrasen wie der dort, das hier, usw., von anderen verbalen Äußerungen, vom Kontext, von Hinweisen sowie von nicht verbalen Sinnträgern abhängt. In diesen Fällen ist dieser Bezug eine formale Angelegenheit. Aber auch formal weniger eindeutig festgelegte Kommunikationsgegenstände sind an Kontext gebunden. Schon *Wittgenstein* hat gezeigt, daß dies eine ganz allgemeine Eigenschaft von Sprache und Kommunikation ist.

Unter *Garfinkels* geistiger Leitung nahmen die Ethnomethodologen frühzeitig auf Schütz Bezug, dessen Interpretation sozialer Situationen sich stark auf die „Umwelt“ eines Akteurs und seiner Handlung stützt. Dabei spielt auch das motivationale Verstehen eine Rolle, das auch räumlich und zeitlich ferne Handlungen und Objekte von „Mitwelt, Vorwelt und Folgewelt“ berücksichtigen kann.⁸

*Garfinkel*⁹ hatte schon vor seiner ethnomethodologischen Zeit (gewissermaßen auf dem Weg zu ihr) das *Schützsche* Rationalitätskonzept übernommen und in ihm z. B. die Kybernetik auf den Platz der „Strategien“ verwiesen, neben denen noch 13 andere Rationalitätskategorien zu Buche stehen. Dabei geht er zwar auf die Unterscheidung von Alltagsrationalen und wissenschaftlicher Verfahrensweise ein, schließt aber, was die Sozialwissenschaft und alle menschlichen Handlungswissenschaften betrifft, daß sie, soweit

⁷ *Garfinkel* stützt sich auf A. Schützens: *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt* (Wien 1932). Die Folge ist eine ganze Reihe von „Aufbauten“ oder „Konstruktionen“ des Gesellschaftlichen. Angefangen mit dem Bestseller von P. L. Berger und T. Luckmann, *The social construction of reality* (Harmondsworth 1966) reicht dies bis hin zu dem von J. Douglas herausgegebenen *Reader: Deviance and Respectability: The social construction of moral meanings* (New York 1970). Es wird Sinn gesellschaftlich konstituiert, rekonstruiert und aufgedeckt.

⁸ A. Schütz, a. a. O., in englischer Übersetzung: *The Phenomenology of the Social World* (London 1972) 25 ff.

⁹ H. *Garfinkel*, *The Rational Properties of Scientific and Common-sense Activities*, in: *Behavioral Science* (1960), derselbe Artikel in A. Giddens (Hg.), *Positivism and Sociology* (London 1974) 53-73.

Wissenschaft von Alltagswissen abweicht, nicht so sehr der jeweils vordeterminierten Wissenschaftsdogmatik, sondern eben dem Alltagswissen und den alltäglichen Methoden und Strategien ihr Augenmerk widmen sollten. Denn Diskrepanzen zwischen dem im Alltag empirisch beobachteten Rasonieren und der Wissenschaft sind in fast allen Fällen Schwächen nicht des Alltäglichen, sondern der wissenschaftlichen Dogmatik. Hier ist der springende Punkt. Hier setzt der Ethnomethodologe eindeutig seine Prioritäten.¹⁰ Praktisches Denken und nichts anderes zählt für *Garfinkel*. Er glaubt also an die normative Kraft des Faktischen und nicht an den normativen Auftrag oder die kritische Funktion von Theorie.

Was solches Denken als richtig oder falsch erweist, ist nicht irgendein wissenschaftlich verbrämtes Modell – die Wissenschaft braucht solche Modelle, sagt *Garfinkel* –, sondern das Kriterium, ob ein Postulat oder eine Annahme richtig angewendet wird, und zwar in dem Sinn, daß der, der sie verwendet, sich in seiner spezifischen Situation zu Recht Erfolg davon versprechen kann. Dies macht Relevanz aus. Somit wird Rationalität situationsgebunden und –spezifisch. Dabei bleibt zunächst offen, was die Situation ausmacht, und über diese Hintertüre der Diskussion über die Grenzen der Situation und ihrer Relevanz kann offensichtlich die gesamte Theoriediskussion wieder hereingeschmuggelt werden. Jedenfalls ist Rationalität bei *Garfinkel* nun kein vorgegebenes Prinzip, sondern „empirisch problematisches Material“,¹¹ das sich an Situationen anpaßt, weil es ja allein aus ihnen resultiert und nicht im Namen eines höheren Kodex zu legitimieren ist. Inzwischen herrscht weitgehend Einigkeit, daß auch wissenschaftliche Wahrheit paradigmatischen und allgemein historischen Änderungen unterliegt. *Imre Lakatos*, *Thomas Kuhn* und *Michael Polanyi* haben da nur propagiert, was auf diesem Niveau von Allgemeinheit auch bei *Karl Popper* zu finden ist, nämlich daß historische, hermeneutische und philosophische und vielleicht manchmal auch persönliche und psychologische Dimensionen den rein methodologischen, wissenschaftlichen und damit positivistischen zu- oder gar übergeordnet sind. Geschichte und Politik umschließen die Wissenschaft und nicht anders herum. Die Legitimationsproblematik wird dabei von *Garfinkel* ziemlich bedenkenlos unter den Tisch gefegt – ebenso wie die Frage und Unklarheit darüber, was eine Situation abgrenzt, wie weit historische, geographische, psychologische oder politische Fakten als Faktoren der gewählten Situationen zur Erklärung und Wertung hinzugezogen werden sollen, und vor allem wie weit der Ethnomethodologe in seiner soziologischen Arbeit sich nicht selbst seiner unvermeidlichen historisch-dialektischen und politischen Situationsgebundenheit bewußt sein sollte. Denn eine Zeitmaschine, die ihn zurückversetzt in die analysierte Gruppe und ihre Situation, steht ihm ja nicht zur Verfügung. Und *Wittgensteins* Problem des perfekt realistischen Films, das das des *Wagnerschen* Totaltheaters weit in den Schatten stellt, bleibt ein Problem. Man kann eben nur in einer Haut stecken und nicht gleichzeitig und „gleichräumlich“ sowohl objektiver Betrachter als auch subjektiver Teilnehmer sein. Daß des Soziologen eigene wissenschaftliche, theoretische und politische Situation eine andere ist, als die, die er zum Objekt seiner Analyse oder Beschreibung macht, müßte doch einsichtig genug sein.

Für *Garfinkel* sind es besonders die stillschweigenden und unbewußten Hintergrunderwartungen der analysierten Situation, die die (ethnomethodologische) Interpretation aufzudecken hat. Dies Programm, das er übrigens auch noch 1964 ganz bewußt und betont als eine Weiterentwicklung der *Schützschen* Aufsätze zu Phänomenologie und Soziologie¹² entwarf, lag schon einige Jahre vor, bevor das Etikett „Ethnomethodologie“ entstand, von dem

¹⁰ Ebd. (Giddens) bes. 65-73.

¹¹ Ebd. 70.

¹² A. Schütz, *Collected Papers* (Den Haag 1962-1964).

Garfinkel später selber sagte, es sei ziemlich willkürlich gewählt worden, hätte genauso gut „Neopraktizismus“ lauten dürfen.¹³ In seinem programmatischen Aufsatz *Studies of the Routine Grounds of Everyday Activities*¹⁴ zielt seine Untersuchung ganz auf die normalen Handlungsabläufe, die sogenannten oder öfter noch ungenannten „natürlichen Tatsachen“ des Lebens, von denen er sagt, daß sie die jeweilige gesellschaftliche Situation konstituieren oder wenigstens mit-konstituieren, vom Handelnden für wahr und gut und moralisch gehalten werden, von ihm und seinen Mitmenschen und Mitakteuren zwar gesehen, aber nicht ausdrücklich wahrgenommen oder bewußt gemacht werden.

Auf diesem Umweg also führt die Interpretation durch die Ethnomethode theoretisch und (bis zu einem gewissen, durch die theoretische Situation des Handelnden abgegrenzten Grad) auch empirisch zu einer praktischen und gleichzeitig theoretischen Erkenntnis, deren jeweiliger Wert zu prüfen wäre. Jeder Dialog, jeder Sprachfetzen, jeder Text schlechthin versteht sich aus seinem Kontext, aus seinem spezifischen Zusammenhang. Nur durch ihn, diesen „Mit-text“, können wir anfangen, den Text zu verstehen oder an ihm teilzuhaben. Es ist dieser „Mit-text“, der die Verbindung herstellt. Potentiell kann er natürlich weit ausgedehnt werden und ist vielleicht allumgreifend, wenn nicht unendlich. Trotzdem konzentriert sich *Garfinkel* auf kleine und kleinste Ausschnitte von solchem Kontext, Hintergrundwissen oder Hintergrundbewußtsein. Das Wissen, das der Soziologe auf diese Weise gewinnt, ist genauso wenig identisch mit dem Bewußtsein wie mit der expliziten Selbst-interpretation der Akteure.

Es wäre falsch anzunehmen, daß dieser Hintergrund die Grenzen der Situation oder der Gruppe genau umreißt. Er selbst enthält keinerlei Kriterium z. B. dafür, ob eine Überlegung eines Handelnden mit in die Beschreibung und Erklärung seiner Tat einzubeziehen ist oder nicht. So können ähnliche oder sogar gleiche Hintergrundwissen, Symbole und Kenntnisse verschiedenen Gruppen zu eigen sein und verschiedenen Situationen zugrunde liegen, wie *W. W. Sharrock* in kurzen Notizen¹⁵ am Beispiel der Baka und Zande Medizinbräuche und -riten illustriert.

E. E. Evans-Pritchard hatte 1937¹⁶ beobachtet, daß ein Mediziner bei den Zande vorgab, von den Baka stärkere (Zauber-)Formeln und Medizinkennnisse gelernt zu haben als von seinen eigenen Zandlehrern. Obwohl die Mittel, Sprüche und Riten, die er verwendete, denen der Zande ziemlich genau gleichen oder vielleicht gerade deshalb, wurde er als besonderer Mediziner anerkannt und sozusagen zum Chefarzt ernannt. *Sharrock* bezieht sich auf *Michael Moerman*s Studie über den siamesischen Lue-Stamm (speziell in dem Ort Ban Ping des Distriktes Chiengkham in der nordthailändischen Provinz Chiengrai). Dieser ließ¹⁷ Vertreter der Lue typische oder charakteristische Merkmale ihrer selbst und ihres Stammes aufzeichnen – Zeichen, Gebräuche und Erscheinungsweisen, derer sie normalerweise nicht oder kaum bewußt waren und mit denen sie „ganz natürlich“ lebten. Unter diesen Charakterisierungen befanden sich viele Beschreibungen von Haartracht bis zu Kleidungsstücken und Gebräuchen, die, wie *Moerman* den Eingeborenen beweisen konnte, genauso von Nicht-Lue gekannt und verwendet wurden. Anstatt nun aber diese sogenann-

¹³ H. Garfinkel beim Treffen der American Ethnological Society 1967, veröffentlichte Proceedings 1968 (Frühjahr).

¹⁴ H. Garfinkel, in: *Social Problems*, Bd. 11, Nr. 3 (Winter 1964) 220-250.

¹⁵ W. W. Sharrock, *On Owning Knowledge*, in: Roy Turner (Hg.), *Ethnomethodology* (Harmondsworth 1974) 45 ff.

¹⁶ E. E. Evans-Pritchard, *Witchcraft, Oracles and Magic among the Azande* (Oxford 1937) 219.

¹⁷ M. Moerman, *Being Lue: uses and abuses of ethnic identification*, in: *Proceedings of Spring 1967 Meetings*, American Ethnological Society (1968) 153-169.

ten selbsttypischen Merkmale zu revidieren, behaupteten die Lue-Vertreter, die anderen Stämme imitierten sie eben. *Sbarrock* beläßt es bei diesen Behauptungen und beruft sich auf sie, um zu zeigen, daß das Verhältnis zwischen einer Gruppe oder Sozialstruktur einerseits und ihrem Wissen oder Hintergrund andererseits ein Besitzverhältnis ist. Die Gruppe oder Situation, die der Ethnomethodologe studiert, ist demnach zwar durch Hintergrundwissen *charakterisiert*, nicht aber *definiert* (im Sinne von präzise abgegrenzt). Das Typische an ihr erscheint bei *Sbarrock* als Attribut.

Die genaue Wahl der Ethnoobjekte bleibt, so scheint es, weitgehend Sache des Soziologen. Dieses forschungsstrategische Dilemma stellt nicht nur ein theoretisches Problem für die Ethnomethodologie und ihren Anspruch dar, sondern macht auch ganz konkret die Untersuchung solcher Phänomene wie „Devianz“ schwierig, wenn nicht mangels Richtlinien oder Normen ganz und gar unmöglich. Denn wir wissen nicht, was die Gruppe ausmacht. Wenn sie rein formal definiert wird, sind und bleiben alle ihre Mitglieder integrierte Mitglieder, die mehr oder weniger an dem gemeinsamen Wissensschatz, Verhaltenskodex und Hintergrund sowie an den eindeutigen wirtschaftlichen Besitztümern teilhaben. Abweichendes Verhalten ist dann abweichend allenfalls von den nicht allgemein geeigneten Wissens- oder Hintergrundelementen und bedeutet ganz einfach, daß eine Untergruppe anders ist als eine andere. Das wäre nicht viel. Ist die Gruppe oder Situation jedoch durch einen speziellen Wissenshintergrund allein genau und vollständig umrissen, dann ist die Abweichung von diesem per Definition zu teilenden Bewußtsein gleichbedeutend mit Ausschluß aus der Gruppe. *Melvin Pollner*¹⁸ hat dieses Problem schematisiert und leicht überstilisiert. Im Grunde ist es jedem Soziologen bekannt, ob nun in der Form von positivistischen versus funktionalen oder gar dialektischen Definitionen für abweichendes Verhalten, oder unter dem Etikett normativ-kritische gegen rein deskriptiv-wertfreie Theorie, als Frage Verfassung oder Verfassungswirklichkeit oder auch als Diskrepanz zwischen Performanz und Kompetenz. Auch den Rechtstheoretikern ist das Problem vertraut als Beziehung zwischen dem einzelnen und der Gesellschaft unter dem Recht. Nur ist es hier von vornherein klar, daß der einzelne für Anpassung irgendeiner Art zu sorgen hat. Er kann entweder alle Vorschriften anstandslos und unfrustriert befolgen, oder er kann sie als störend empfinden. In letzterem Fall kann er sich widerwillig fügen oder seinen eigenen Vorstellungen folgen. Das wiederum kann er tun, indem er entweder die Strafen der Gesellschaft in Kauf nimmt oder ihre Regeln ändert oder ganz aus ihr austritt. So jedenfalls sieht es *John Rawls*. All dies geht nur, solange und soweit eine positive Formulierung einer gesellschaftlichen Einheit vorliegt.

Die Wittgensteinsche Weisheit, daß der Sinn von Tatsachen, Feststellungen, Sprachfetzen, „bits“ von Information und jede Art von Texten vom jeweiligen Kontext abhängt, ist inzwischen zu dem geworden, was die analytischen Philosophen eine Plausibilitätsplatitüde nennen. Fast ebenso bekannt ist die Erkenntnis, daß ein und dasselbe Phänomen in verschiedenen Bezugsrahmen unterschiedlichen Sinn und Bedeutung erwerben kann. Die Variationsbreite ist praktisch sehr groß und theoretisch unendlich.

Variationsmöglichkeiten sind durch die Breite des Bezugsfeldes oder bei gleicher Breite des Bezugs mit der Auswahl und Qualität der verwendeten Beschreibung, Kriterien, Kategorien und expliziten oder impliziten Normen gegeben. Denn Normen sind durch jede Beschreibung, die ja immer Partikulares auf gemeinverständliche Nenner bringt und somit verallgemeinert, wenigstens impliziert – und doch sind Normen nur deshalb Normen, weil

¹⁸ M. Pollner, *Sociological and Common-Sense Models of the Labelling Process*, in: Roy Turner, a. a. O. 27ff.

das, worauf sie sich beziehen, eben auch anderes sein könnte. Zu jeder Norm ebenso wie zu jeder Verallgemeinerung gibt es mindestens eine Alternative. In dieser Hinsicht erinnert uns *Aaron Cicourel*,¹⁹ daß das ausschlaggebende Moment an Normen und Verallgemeinerungen genauso wie an Regeln und politischen Entscheidungen die ihnen allen zu Grunde liegende fortgesetzte Verhandlung oder „Negoziation“²⁰ ist, also das, was *Paul Ricoeur*, von dem die Ethnomethodologen anscheinend noch nicht gehört haben, den „discours“ nennt. Dies ist natürlich genau das, was z. B. in internationalen Beziehungen oder in der Politik des „industrial bargaining“ ebenso wie in der utilitaristischen Wirtschafts- und Politiktheorie als Grundvoraussetzung angenommen wird. Ist bei solchen Variationen der Sprachgebrauch richtig, wenn er von einem und demselben Phänomen spricht? Können nicht ganz verschiedene Interpretationen und in der Tat Aktionen ausgehandelt werden? Sind Handlungen unter verschiedenen Bezugssystemen, Erklärungsmustern, Selbstverständnissen der Akteure, Attitüden, Forschungsansätzen und Normen jemals gleich? Sicherlich ist es nicht problemlos und wahrscheinlich gar nicht zulässig, eine Situation einfach nur durch ihre Mitglieder zu definieren, wie es *Sharrock* vorschlug. Andere raum-zeitliche Dimensionen können nicht einfach einer demographischen Identitätsfestlegung mit anschließender Selbstidentifizierung untergeordnet oder durch sie erklärt werden. *Sharrocks* Sicht kann so nicht einmal von seinen ethnomethodologischen Kollegen geteilt werden.

Hintergrundwissen ist mehr als das explizite Selbstverständnis einer Gruppe. Was jedoch genau das richtige Hintergrundwissen ausmacht, ist keinem Ethnomethodologen klar. Je nachdem, was gesichtet wird, was in die Beschreibung oder Erklärung einbezogen wird und wieweit die Analyse getrieben und der Kenntnisstand erweitert wird, kann „ein Mann hebt den Fuß“ eine fast unendliche Reihe verschiedener „richtiger“ Interpretationen erfahren, selbst wenn man von ein und demselben Mann und ein und demselben Fuß in ein und derselben Ausgangssituation ausgeht. Niemand wird zur Erklärung einer Situation oder beobachteten Tat immer gleich bis zu Adam und Eva, bis zum Grundsatz oder bis zur Enzyklopädie induzieren, und selbst wenn dem so wäre, gibt es so viele verschiedene *a priori* und damit so viele verschiedene mögliche Erklärungsendstationen und Transzendentaldeduktionen, daß die Erwartung von Eindeutigkeit viel Optimismus und wenig Realismus impliziert.

Harvey Sacks zeigt in seinem beispielhaften und deshalb auch ziemlich schwer lesbaren Traktat über die praktische Auswertung von Telefongesprächen mit Selbstmordkandidaten, daß die Frage nach den Kategorien, die eine Gruppe, eine Bevölkerung oder eine Situation ausmachen, nur scheinbar einfach zu beantworten ist. Es lassen sich natürlich über jede Gruppe von Menschen und ihre Mitglieder gewisse Dinge sagen – so haben sie alle jeweils ein Alter, ein Geschlecht oder eine Augenfarbe u. v. a. m., trotzdem reicht dies natürlich nicht. Das formale Kriterium für eine Relevanzregel ist die Korrespondenz, d. h. die gegenseitige Abhängigkeit wenigstens je eines materiellen Charakteristikums und einer Bevölkerung. Es ist zulässig, daß es eine Menge gibt, in der Variationen und Adaptionen zu finden sind, von

¹⁹ A. V. Cicourel, *Cognitive Sociology* (Harmondsworth 1973).

²⁰ Ebd. 29.: „The notion of ‘norms’, including legal norms, is a variable element of social interaction... our reflective thoughts, as participants or observers, reify and reconstruct the ‘rules of the game’... The rehearsal elements of role-taking involve ‘logic-in-use’ because the actor is taking more than ‘internalized norms’ or stored information into account, for it is the appearance, behaviour and reactions of others in a particular setting that activates normative categories. The ‘reconstructed logic’ comes into play after the interaction as a way of evaluating ‘what happened’... The general rules or policies are norms whose meaning in emergent (constructed) action scenes must be negotiated by the actor.“

der Art, wie sie bei *Sharrock* übertrieben wurde. Oft findet sich eine außenstehende Person, die die Merkmale teilt, oder es wird eine Charaktereigenschaft entdeckt, die gleich den zur Definition postulierten Charakteristika auf alle Mitglieder der Gruppe zutrifft, vorher aber nicht bekannt war.²¹

Eines der schwerwiegendsten Probleme der Methode erscheint mir die Tatsache, daß vorher unbekanntes Hintergrundwissen und jenes Selbstverständnis, welches der Soziologe erst ans Licht bringen muß, unvermeidlich willkürlich ausfällt. Die Abhängigkeit von dem im Zusammenhang mit den expliziten Normen einer Gruppe vorausgesetzten Wissen und von stillschweigenden Annahmen ist beträchtlich. Der Wissenschaftler operiert mit solchem Wissen und solchen Annahmen ebenso, wie die Gruppen, die er untersucht, es tun. Irgend etwas wird immer vorausgesetzt. So würde ich bei Variationsbeispielen meiner Formel vom Mann, der den Fuß hebt, jedesmal davon ausgehen, daß der Fuß dem Mann gehört und an ihm ist. Wäre es hingegen nicht möglich, daß z. B. ein Leichenbeschauer einen Fuß einer Leiche hebt, vielleicht um etwas daran zu begutachten, oder der Arzt hebt den Fuß seines Patienten, oder – weniger alltäglich – ein Amputierter hebt seinen in Spiritus gelegten Fuß. Wenn Fritz und Paul die Möbel umstellen und Paul will den Teppich unter den Schrank schieben, dann hebt Fritz den Fuß (des Schranks) an.

Gewisse mögliche Annahmen sind also normalerweise im Verhältnis zu wahrscheinlicheren oder plausibleren zurückgestellt. Dies ist ganz besonders problematisch in anthropologischer Forschung, aber es betrifft auch andere Humanwissenschaften: der Forscher hat seine eigenen Normalitätserwartungen und -kriterien hintanzustellen. Dabei gibt es Hintergrundannahmen oder Wissens Elemente, die sehr allgemein sind. Viele wissenschaftliche Auseinandersetzungen bestehen gerade hierin; man ist sich nicht einig, welche Erkenntnis und welche Ziele vorrangig und als die allgemeingültigsten anzusehen sind. Die „Universalien“ für eine kritisch verstandene und sich selbst kritisch wollende Sozialwissenschaft sind nicht leicht zu etablieren. Leider ist es nicht diese Problematik, die die Ethnomethodologen interessiert. Ihre Universalien sind allenfalls jene Allgemeinplätze wie: jedes „Mitglied“ hat ein Alter oder ein Geschlecht oder eine Augenfarbe. Ob diese Faktoren eine mehr oder weniger hintergründige Rolle spielen, entscheidet letztlich der Ethnomethodologe.

Analyse und Ethno-identität

Garfinkel geht nicht auf die Frage nach dem allgemeinsten aller Hintergründe, der materiellen Verteilung von Menschen, Tieren und Gütern *auf der Erde als ganzer*, als grundlegendster politischer und ökonomischer Einheit, ein. Er ist nur an spezifischeren Hintergrundannahmen interessiert, soweit nur, wie sie eine durch solche Annahmen oder solches Situationswissen selbst nicht explizit definierte Gruppe, Szene oder Situation ausmachen. Diese werden auf ganz herkömmliche Weise, z. B. als Institution oder als Personengruppe, isoliert. Erst dann wird ihr Hintergrund erforscht. Dies ergibt die Grundstruktur der jeweiligen Gesellschaft, wobei sich *Garfinkel* und auch *Cicourel* wenig scheren um weltweite Gesamtzusammenhänge. Sie scheinen auch zu verkennen, daß ihre Terminologie eigentlich das Hintergrundwissen weitgehend selbst ausmacht.

Aber Molekulargesellschaften werden nicht ohne weiteres problemfrei. Sie bergen neben stillschweigenden Übereinkünften zwischen partikulären Mitgliedern auch Konflikte. Ihre tatsächliche *Ad-hoc*-Performanz und ihre einfach-so-verwendete Eigenlogik stellen dar, was

²¹ H. Sacks, An Initial Investigation of the Usability of Conversational Data for Doing Sociology, in: D. Sudnow (Hg.), *Studies in Social Interaction* (London 1972).

aus der Kombination von Übereinstimmungen und Antagonismen in der Praxis wird. Der Soziologe oder Historiker kann dazu nur eine weitere Interpretation *ex post factum*, eine rekonstruierte Logik, eine weitere Wertung mit ihrer eigenen Logik hinzufügen. Diese ethnomethodologische Arbeit stellt somit ganz spezifische und neue Bezüge her, die in der analysierten Situation jedenfalls nicht offen erschienen – Beziehungen zu anderen Gruppen von tatsächlichen oder potentiellen, vergangenen, gegenwärtigen oder zukünftigen Akteuren, Handlungen oder deren Abbilder („Images“), zu wissenschaftlichen Erkenntnissen, sprachlichen Konventionen, tiefenpsychologischen Einsichten oder zu Hintergrundannahmen beliebiger Art. Und doch bleibt die analysierte Situation endgültig eine aus vielen möglichen *Ad-hoc*-Bestandteilen des Gesamtzusammenhanges. Nur zu einem Teil dieses Zusammenhanges stellt der Ethnomethologe eine Beziehung her. Schon insofern ist die selbstinterpretierende *Ad-hoc*-Situation eine selektierte Alternative und somit eine Konstruktion, ein Baustein im Aufbau der sozialen Welt und eine Regel von beschränkter Allgemeingültigkeit. Sie ist politisch und normativ und ergibt sich aus permanenter sich selbst-interpretierender Interaktion. Regeln und Normen resultieren so aus Interaktion. Dies erklärt, warum Gesetze so gut sind, wie sie tatsächlichen Gegebenheiten „gerecht“ werden. Diese „Gerechtigkeit“ ist ihre faktische Richtigkeit. Aber das klärt nicht die Frage, wer entscheidet, was richtig ist, und wer wertet. Im Endeffekt ist dies nämlich nicht die Situationslogik, sondern der Ethnomethologe. Denn er produziert seine Berichte und seine Bücher. Er hat kein Eigeninteresse an den Situationen, er beschreibt sie nur. Aber er entscheidet, was und wie er schreibt.

Das Gewählte ist meistens mikro-gesellschaftlich. So wird es zum Problem, daß das Normative dem Faktischen einer Situation oder eines Systems unterliegt. Langfristige Projekte und normative Pläne sind sekundär. Bausteine des sozialen Gebäudes werden von „bricoleurs“ (*Levi-Strauss*), von Gelegenheitsarbeitern aufeinander gehäuft. Die Sozialarchitekten, die großen Baumeister und Strukturplaner, all ihre Pläne und Entwürfe interessieren *Garfinkel* nicht. Er bleibt also selbst ein Gelegenheitswissenschaftler, ein „bricoleur“, der die großen, übergeordneten Zusammenhänge dem Zufall *oder anderen* überläßt.

Die Identität einer Situation oder eines Systems ist in Frage gestellt. Wahrnehmungsschwellen benennen den Grad, zu dem ein System oder ein Medium Phänomene aus seinem Sichtkreis wahrnehmen kann bzw. tatsächlich wahrnimmt. Durch den ständigen Prozeß von Wahrnehmung kann ein System entweder stabilisiert werden oder sich ändern, je nachdem, wie die aufgenommene Information sich auswirkt. Dabei ist aber nicht einfach die Information, sondern die Bereitschaft des Systems, generative Information (wieder selektiv) anzuerkennen, für den Wandel verantwortlich. Es muß also eine Wandlungsbereitschaft im System eingebaut sein, aber sie darf einen gewissen Grad auch nicht überschreiten, wenn man noch vom selben System sprechen will. Offenheit ja, totale Veränderbarkeit nein. Die Abgrenzung des Wahrgenommenen als Ausschnitt des Wahrnehmbaren und die wiederum als Teil dessen, was im Blickfeld liegt, des Sichtbaren oder Gesichteten, spielt eine wichtige Rolle, wenn es um die Identität oder Identifizierung einer Gruppe, die Abgrenzung eines Systems, die Erklärung einer Situation oder um innergesellschaftliche Selbstinterpretation geht.

Aber beweist nicht gerade jene konfuse Praxis, die *Garfinkel* aufklären, indexmäßig interpretieren und durch ihre eigenen Kategorien erklären will, daß ihre Kategorien selbst, ihre Grenzen, ihr Blickfeld, ihre Wahrnehmungen, ihre Kenntnisse, ihre Erkenntnisse und ihr Hintergrundwissen divergieren? *Garfinkel* hat sich hier viel vorgenommen. Und die Frage ist berechtigt, ob seine Forschungspraxis, seine Methodik, auch wenn sie weitgehend den Handelnden abgeschaut ist, nicht zu Fall kommt. Oder soll man erwarten, daß „bricoleurs“ die Architekten erfolgreich ausbooten?

Performanz und die Ethnographie sozialer Kommunikation

Eindeutigkeit von Situationsrationalität scheitert daran, daß weder Situationen, noch deren Rationalität jemals ganz eindeutig sind. Wie verhält sich dies nun mit konkreter Kommunikation und der in ihr generierten Sprache? Wir sahen, wie Gerechtigkeit faktisch und praktisch zu ermesen ist. Der Ethnomethodologe mißt Regeln in Beziehung zu der Situation ihrer Anwendung. Gesetze sind Mittel der Verallgemeinerung, der Abstraktion und des gegenseitigen Verständnisses unter „Mitgliedern“. Ihre Relevanz ist situations- oder gruppenspezifisch. Dies trifft aber auf alle Mittel von Interaktion zu – auf alle Mittel der Kommunikation. Das ist Sprache und Kommunikation schlechthin.

Vom ethnomethodologischen Standpunkt aus ist es falsch, zunächst Universalien sprachlicher Kompetenz festlegen zu wollen und dann ausgehend von dieser einmaligen und daher spezifischen Determinierung jeden einzelnen Diskurs, jede verbale oder nicht-verbale Kommunikation deuten und werten zu wollen. Grammatische oder andere Generalregeln, ein allgemeingültiger Katalog oder auch generelle Formeln für das Generieren potentiell unendlicher Kommunikationsmöglichkeiten widersprechen dem ethnomethodologischen Programm. Anstatt nach einer allgemeinen Theorie kommunikativer Kompetenz zu suchen, heißt der Slogan: Jedem seine eigene Kommunikationsweise. Auch wer ungrammatisch spricht, soll zur Sprache kommen und gehört werden.

Wenn von der Ethnographie der Kommunikation die Rede ist, sollte erst die Terminologie geklärt werden. Denn oft werden die Begriffe Ethnographie und Ethnologie als synonym betrachtet. Ethnologie ist neben vorindustrieller Archäologie, nichtliterarischer Linguistik und Entwicklungsbiologie einer der Hauptzweige der akademischen Kulturanthropologie. Dabei unterscheidet sich die Ethnologie von der Ethnographie im wesentlichen dadurch, daß erstere Kulturobjekte und -materialien mit vergleichenden und oft statistischen Methoden erforscht. Dabei sind die Arbeiten von *Georg Murdock* bezeichnend.²²

Ethnographie dagegen ist die Erforschung eines einzelnen Stammes oder einer einzelnen Kultur oder Gesellschaft nicht durch Vergleich mit anderen. Vieles von dieser speziellen Art, Gesellschaften zu studieren, stammt von *Bronislaw Malinowsky* und seinen Pionierwerken emanzipatorischer Anthropologie.²³ Er wies schon früh darauf hin, daß gewisse Dinge unübersetzbar sind und daß der Anthropologe mehr auf die zu studierenden Völker eingehen muß, wenn er ihre Bräuche nicht nur oberflächlich fotografisch und dokumentarisch festhalten will, sondern sie zu „verstehen“ versucht. Er ging dabei so weit, gewisse Phänomene einfach bei ihrem Original-Eingeborennamen benannt zu lassen, um der in der Übersetzung implizierten Reduktion und Verfälschung zu entgehen. Verstehen wird also abhängig von Identifikation und Vertrautheit mit dem ethnographischen Forschungsobjekt. Der Ethnograph verbringt Jahre bei den Eingeborenen, anstatt sie in der Terminologie mitgebrachter Theorien vorschnell zu werten. Er versucht von seinem eigenen Hintergrund loszukommen, um den zu erforschenden besser zu verstehen. In dieser Hinsicht sind Ethnographie und Ethnomethodologie gleich. Solches Hintergrundwissen stellt sich aber nicht einfach ein, seine Konstitution und Konstruktion ist politisch. Regeln sind, wie *Aldo*

²² G. Murdock, besonders sein Artikel über die gemeinsamen Nenner von Kulturen in R. Linton (Hg.), *The Science of Man in the World Crisis* (New York 1945) 123-142 und sein *Ethnographischer Atlas „Ethnographic Atlas“*, in: Nos. 1-4 *Ethnology* (1962-1966).

²³ B. Malinowsky, *Argonauts of the Western Pacific: An Account of Native Enterprise and Adventure in the Archipelagoes of Melanesian New Guinea* (London 1922); *Coral Gardens and their Magic* (London 1935); B. Malinowsky, G. E. Smith u. H. J. Spinden, *Culture: the diffusion controversy* (London 1928).

*Legnaro*²⁴ in seiner amüsanten Schilderung der Ethnomethodologie als Eulenspiegelerei ausführt, als eine Form kommunikativer Vereinbarung, meist Herrschaftsgefälle. Sie unterstützen gewissermaßen überbauartig die ihnen jeweils zugrunde liegenden Machtstrukturen. Dies trifft auf alle Metakommunikation zu. Die Ethnomethodologie erkennt dies nicht. Sie verfälscht ihre eigene Erkenntnis, indem sie nur von tatsächlichen Metakommunikationen, nicht aber von tatsächlichen Konflikten ausgeht. Sie sieht nur das Heile an der Interaktion. Wo sie doch das Potential hätte, sowohl Kommunikation als auch Konflikte auf praktischem Niveau und auf der Metaebene zu erkennen und voneinander zu trennen. *Legnaro* wirft *Garfinkel* zu Recht vor, er verfehle hier Möglichkeiten, weil er selten oder nie Herrschaftsgrundlagen, Machtausübung und Konfliktsituationen ins Licht rückt, die ein politisch bewußter Quertreiber, wie Fritz Teufel, gezielt in Frage stellt.

Nur ist es nicht genug, bewußt und herrschaftsorientiert gesetzte Riten, Zeremonien und Gebräuche beim Wort zu nehmen, um ihre Herrschaftsabhängigkeit aufzuzeigen. Nach dieser Methode könnte jeder Gesetzesbruch als ein praktischer Beweis dafür angesehen werden, daß ein Gesetz ein Gesetz ist. Das bedeutet nicht viel. Was aufzuzeigen wäre, wäre die Grenze zwischen nützlichen und unnötigen Formalisierungen gesellschaftlicher Interaktion. Einige jener Riten und Machtaffirmationen, über die sich z. B. Teufel mokiert, sind in der Tat überholt, wenn sie je irgendeine Nützlichkeit für sich in Anspruch nehmen konnten. So wäre wohl der Zwang, die einschränkende Kraft – eben das Normative – an der Metakommunikation hinter jeder Kommunikation nachzuweisen, aber darüber hinaus wären entweder Zwänge ganz zu eliminieren oder, falls dies als nicht machbar akzeptiert wird, festzulegen, wieviel und welche Art von Zwang und Gewalt in der Interaktion einer arbeitsteiligen Gesellschaft zulässig ist.

Die harm- und relativ belanglose Diskussion über die britische Krone und die mit ihr verbundenen Staatsausgaben beweist, wie die Symbole und künstlichen Erscheinungs- bzw. Präsentationsweisen der demokratischen Souveränität von Öffentlichkeit mitgetragen und gegebenenfalls geändert oder der Zeit angepaßt werden. *Robert Jervis* hat zu der Frage der Symbole gerade im Bereich der durch rivalisierende Souveränitäten charakterisierten Außenpolitik einige interessante Beobachtungen gemacht. In seinem Buch *The Logic of Images in International Relations*²⁵ fragt er nach dem Stellenwert von Bildern, Denkkategorien und Systemeigenschaften. Diese Problematik ist bisher nicht eindeutig gelöst oder wissenschaftlich erfaßt, verschiedene interdisziplinäre Ansätze haben gezeigt, daß Ästhetik, Kulturtheorie und Kunst hier ebenso wichtig sein können wie Massenmedien, Wirtschaftsfaktoren und andere materielle politische Determinanten.

Die Kritik an den Arbeiten von *Murray Edelman*,²⁶ der selbst nicht darauf besteht, daß seine „Demystifizierung“ von Bildern und Symbolen ihn in eine Welt unbezweifelbarer und einheitlicher Realität jenseits aller Repräsentation und Perspektivität führt, zeigt, wie schwierig die Basis-Überbau-Problematik durch Selektion von Essentialbildern, Normalsprache oder Alltagskategorien oder auch durch Kritik an nicht essentiellen, natürlichen oder alltäglichen Symbolen und Mythen ist, wenn ein ideologisch absolutes oder wissenschaftlich unangreifbares Bezugssystem in Frage gestellt bleibt. Diese pseudokritische Methode mag so lange keinen Anstoß erregen, wie sie sich nicht mit tatsächlichen gesellschaftlichen Konflikten befaßt. Der materielle Realitätswert von Zwang wird evident, wenn es zu konkreter Widersprüchlichkeit kommt. Bedauerlich ist es daher, daß *Garfinkel*

²⁴ A. Legnaro, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (1974) 630-636.

²⁵ R. Jervis, *The Logic of Images in International Relations* (Princeton N. J. 1970).

²⁶ M. Edelman, *The Symbolic Uses of Politics* (Urbana 1966).

wenig Interesse an dem spezifischen Hintergrund von konkreten Konfliktsituationen zeigt. Denn obschon er Problemsituationen in Familien, in neurologischen und psychopathologischen Abteilungen, in Gefängnissen und anderen Institutionen durchaus analysiert, hat er sich bislang noch nie eine Situation mit zwei oder mehr antagonistischen Parteien vorgenommen, von denen jede von vornherein als rational, natürlich, normal und essentiell akzeptiert wird, wo also Streit selbst gleichfalls rational und normal erscheint. Bisher jedenfalls ging es den Ethnomethodologen immer nur darum, zu zeigen, daß abweichende Verhaltensmaßstäbe in einer abgetrennten Situation durchaus rational und nicht von den situationseigenen Vernunftkriterien abweichend gesehen werden müssen. Diese Erkenntnis, so humanistisch und aufklärerisch sie im kleinen auch aussehen mag, geht an Konflikten blinden Auges vorbei. Oder sie sieht ihnen tatenlos zu und bestätigt beiden Parteien, daß sie vernünftig handeln.

Das kritisch umschriebene Programm geht auf eine Zeit zurück, zu der der Begriff Ethnomethodologie noch nicht erträumt war.²⁷ Die Richtung war schon gewiesen, nicht nur durch G. H. Meads oder Kenneth Burkes Philosophie, sondern auch durch die praktischen und philosophischen Ansätze solcher Soziologen bzw. Politologen wie J. A. Fodor, J. J. Katz oder Muzafer Sherif, Sozialpsychologen wie J. S. Bruner und G. A. Miller und dem viel zu wenig bekannten Kommunikationstheoretiker Hugh Daziel Duncan. All diese, ebenso wie Ervin Goffman,²⁸ hatten Jahre vor Garfinkel wichtige Beiträge veröffentlicht. 1967 erschien das unleserlichste Buch gegenwärtiger Soziologie: *Studies in Ethnomethodology*.²⁹ In ihm ist das Programm zwar nicht erweitert, aber, sowohl theoretisch wie in seiner Anwendung, zum Extrem getrieben. Bemerkungen und häufig Beschimpfungen, wie sie an den Seitenrändern vieler Bibliotheksexemplare zu finden sind, beweisen, daß der „Mitglieder“-jargon viel mehr Sympathie erfordert, als er gewinnt.

Ebenfalls 1967³⁰ berichtet Garfinkel seinen Schülern und Kollegen, wie er den dem Terminus „Ethnomethodologie“ zugrunde liegenden Begriff während der Arbeit „erträumte“. Der Terminus selbst, den er also vom Begriff unterscheidet, ergab sich aus der Analyse von Tonbändern, auf denen eine Gruppe von Prüfern durch Diskussion gemeinsam Urteile fällte. Anscheinend tauchte das Präfix „Ethno...“ wiederholt in Verbindung mit Gebieten wie Biologie auf. Es bezeichnete jeweils das nicht spezialisierte Alltagswissen auf diesem Gebiet und somit die Methode praktischer alltäglicher Problemlösung. Elemente solchen Alltagswissens und solcher Methoden waren allen Prüfern verständlich. Jeder hatte auf seine Weise Zugang zu der Interpretation des jeweiligen Prüfungsobjekts durch andere und konnte davon ausgehen, daß auch die anderen seine Interpretation verstehen würden. Dieser Zugang, dieses Verständnis, dieses Anteil-haben-am-Gruppenwissen kann beobachtet und dokumentiert werden. Soweit die Prüfer sich solchen Wissens bewußt wurden, nannten sie es in ihren Gesprächen jeweils „Methodologie“. Über solche Methodologie oder Methodologien kann Rechenschaft abgelegt werden, sie könnten registriert und abgerechnet werden. Dies will Garfinkel tun. Um nun aber nicht von soziologischer „Buchhaltung“ oder „Reportage“ zu sprechen, wählte er das Etikett „Ethno-methodologie“ für die situationspezifische Begründung von Schlußfolgerungen, Gruppeninterpretationen und Handlungen.

²⁷ H. Garfinkel, in: *Social Problems* (1964) a. a. O.

²⁸ E. Goffman, *The Presentation of Self in Everyday Life* (Harmondsworth 1959).

²⁹ H. Garfinkel, *Studies in Ethnomethodology* (Englewood Cliffs N. J. 1967).

³⁰ Garfinkel u. Sachs, *On formal structures of practical actions*, in: J. C. McKinney u. E. Tiryakian (Hg.), *Theoretical Sociology: perspectives and developments* (New York 1969).

1972³¹ wurde der Ansatz klarer formuliert: aufzeigbare (demonstrierbare) Rationalität von zufälligen, beiläufigen, gelegentlichen Äußerungen und Taten ist eine fortlaufende Leistung und Errungenschaft der organisierten, d. h. faktisch koordinierten, zusammengezwängten oder erzwungenen Alltagsaktivitäten gesellschaftlichen Miteinanders. Diese Rationalität soll aufgedeckt und in ihrem soziologischen Zusammenhang gesehen werden.

Die fünf dominierenden Forschungsstrategien praktischer Aktion beschreibt *Garfinkel*³² folgendermaßen:

1) Alles, was irgendwie Sinn ergibt oder trägt, jede Tatsache, jedes Verfahren, im praktischen Leben etwas zu bewerkstelligen, stellt ohne Ausnahme manipulierte Errungenschaften organisierter Handlung dar. Was immer beobachtet und getan wird, hängt von spezifischen Handlungssituationen und für die beteiligten Mitglieder einer Gruppe konsistenten, geplanten, relevanten und reproduzierbaren Praktiken ab. In allen Fällen, und dies schließt die abstraktesten Interaktionen ein, interessieren sie den Ethnomethodologen.

2) Alle Aktivitäten, wie Zählen, Entscheiden, Fragen, Sortieren usw., werden von Mitgliedern einer Organisation ständig auf ihre rationale Qualität geprüft. Sie müssen jeweils und jedesmal überzeugend sein, und zwar vor allem für die Mitglieder.

3) Das Kriterium für Rationalität und praktische Brauchbarkeit ist eine Funktion nicht irgendeines außenliegenden „objektiven“ Maßstabs, sondern der jeweiligen „Politik“, die die Organisation ausmacht.

4) Jede gegebene Situation sollte im Lichte ihrer eigenen Ordnung, deren Evidenz und Repräsentation organisiert ist, betrachtet werden. Sie ist immer etwas, worüber berichtet werden kann.

5) Jede Untersuchung hat die nachweisbare Rationalität in Gelegenheitsausdrücken und -taten als fortwährende Leistung der Organisationsaktivität des Alltags in Betracht zu ziehen.

Die Suche nach der Identität des Ethnomethodologen

Gemäß dem ersten Teil (bes. Kapitel 1) von *P. F. Strawsons* berühmtem Traktat *Individuals*³³ klappt Sprechen oder Kommunikation schlechthin nur, wenn Sprechende und Hörende Worte oder Kommunikationsobjekte nachprüfbar identifizieren können. Um dies zu erreichen, muß der Redende Identifikationsbezüge, d. h. Referenzen angeben. Diese dürfen nicht relativ sein. Sie dürfen also nicht Elemente z. B. einer Erzählung selbst sein, sondern müssen einen Bezug darstellen, den alle an der Unterhaltung Beteiligten tatsächlich nachvollziehen. Eine Gattung solcher Dinge sind demonstrative Objekte, die andere zerfällt, nach *Strawson*, in zwei Lösungsgruppen. Erstens gibt es da nicht-demonstrierbare praktische „Partikularien“, die einfach jeder Kommunikationsteilnehmer teilt, an denen jeder nicht anders kann, als zu partizipieren. Zweitens schlägt er die theoretische Lösung vor, ein Bezugs-element indirekt zu lokalisieren, nämlich indem es durch sein Verhältnis zu einem anderen bekannten und als bekannt voraussetzbaren „Partikular“ plaziert wird. Wenn solche nicht-relativen Bezugssysteme nicht aufgewiesen werden können, ist der Sprechakt erfolglos. Es ist inzwischen erwiesen, daß *Strawsons* Theorie an vielen interessan-

³¹ (Kapitel 10 von Garfinkel und 11 von Sachs) in: J. J. Gumperz u. D. Hymes (Hg.), *Directions in Sociolinguistics, The ethnography of communication* (New York 1972).

³² In Gumperz und Hymes, a. a. O. 321-322.

³³ P. F. Strawson, *Individuals* (London 1959).

ten philosophischen Problemen, wie jenen von Methode und Hermeneutik, aber auch denen logischer Bezüge und formaler Identifikation weitgehend vorbeischießt.

Um so weniger tragisch ist es, daß *Garfinkel* diese logisch-deskriptiv-metaphysischen Erwägungen nicht kennt. Und doch läßt sich seine Methodik anhand der Spekulationen von *Strawson* weiter diskutieren. Die Frage ist, ob Erklärung, Beschreibung Identifikation einer Szene, einer Situation, eines Gesprächs oder anderen Vorkommnisses erfolgreich genannt werden können, solange nicht situationspezifische Bezüge hergestellt und explizit gemacht werden. *Strawson* würde dies verneinen. *Garfinkel* könnte sagen, daß man nur mit solchen situationsimmanenten Kategorien der Situation gerecht werden kann, sie nur vermittels dieser Kategorien erklären und beschreiben kann, da alle anderen Kategorien ihr erst von außen aufgezwungen werden müßten. *Strawson* würde dies Relativismus und wahrscheinlich „Solipsismus“ schelten.

Wenn meine Skizzierung dieser beiden Haltungen richtig ist, haben beide Unrecht. Denn *Garfinkel* verwendet natürlich in seinen Beschreibungen auch Sprache, und zwar eine für die allgemeine Verständigung hinlängliche *nicht-relativistische* Vulgata (trotz seines Ethnojar-gons), zumal er ja auch das unausgesprochene Hintergrundwissen in solche Sprache faßt. Und auch die Situationen, an denen er interessiert ist, sind grundsätzlich verständlich. Sie können auf Elemente zurückgeführt werden, die für *Garfinkel* und seine Leser Bedeutung haben oder wenigstens gewinnen. *Strawson* liegt gerade in diesem Punkt schief; er bedenkt nur verbale Kommunikation. Selbstverständlich gibt es nur wenige praktische Sprechakte, die ohne Bezug auf nicht verbale Elemente der Kommunikation Sinn entweder für die direkt Beteiligten oder für den außenstehenden Soziologen, Spion, Neugierigen, Radio- oder Tonbandhörer, Kameramann oder andere ergeben. Viel Sprachliches will erst nicht-verbal verankert werden. Insoweit, wie eine Situation verstanden wird, wird an ihr – verstehend – teilgenommen. Insoweit, wie solche „Anteilnahme“ möglich ist und stattfindet, werden Situationen erfassbar und erfaßt, auch wenn dabei neue Kategorien ins Spiel kommen, die sich zudem noch ändern können. Diese Kategorien sind, wie ich zu zeigen versuchte, sowohl von der objekthaften analysierten Situation wie von der Partialität und Perspektive des Soziologen abhängig. Letzterer und nicht das Objektmitglied einer Objektgruppe hat die Reportage, Studie, Beschreibung, „Buchführung“ und deren Konsequenzen zu verantworten in dem Maße, wie ein Buchhalter für die Richtigkeit der Bücher seiner Firma verantwortlich ist, wobei dem wirklichen Buchhalter viel mehr und strengere formale Beschränkungen auferlegt werden als dem akademischen Soziologen. All das ändert nichts an der Tatsache, daß auch andere Mitglieder, wie z. B. Geschäftsführer, beträchtlich zu ihrem Inhalt beitragen. Der Buchhalter kann seinerseits nur dafür sorgen, daß gemäß den Vorschriften korrekt Buch geführt wird, er kann kaum mitsprechen, wenn es darum geht, die praktischen Möglichkeiten und Vorhaben eines Unternehmens zu bestimmen. Der Soziologe hat weniger einschränkende Vorschriften und daher mehr Mitsprache, ob er will oder nicht. *Garfinkel*, so scheint es, will nicht. Sein Problem ist daher nicht, daß er sich ausschließlich für „Sprachspiele“, Situationen oder spezifische Kontexte interessiert, sondern daß er seine sozio-politische Kontextualität und auch deren von ihm stillschweigend akzeptierte Allgemeingültigkeit nicht gleichermaßen überdenkt. Er tut, als sei sein forschendes Selbst und die Welt (oder „Situation“) der Forschung jenseits nicht nur von Gut und Böse, sondern auch eines jeden übergeordneten Zusammenhangs. Ein Buchhalter also ohne Identität.

Nichtengagierte Soziologen wird es immer geben. „Wahrheit“ oder (für *Garfinkel*) deskriptive Angemessenheit können als Richtlinien fungieren, aber dann sind Wahrheits- oder Angemessenheitskriterien erforderlich. Wie ist es um dieses Wissenschaftsverständnis bestellt? Ist eine ethnomethodologisch interpretierte Welt (wenn sie auch nicht wünschens-

wertes, nicht demokratischer, nicht wirklich emanzipierter und ohne bessere Güterverteilung bleibt) wenigstens besser, genauer, ausführlicher beschrieben? Liefert die ethnomethodologische Sicht eine Erweiterung oder Vertiefung von Verständnis? Ist sie ihrem Forschungsobjekt gegenüber fairer? Auf den ersten Blick ähneln die ethnomethodologischen Situationen den Analyseeinheiten, die auch jene Sprachphilosophen verwenden, auf die ich ganz am Anfang anspielte.

Sprechakte oder Sprachspiele sind natürlich seit *John Austin* und *Wittgenstein* als paradigmatisch für soziale Kommunikationsakte behandelt worden. Wie ich andeutete, ist dabei das Verstehen von der Erkennbarkeit der in einer solchen Handlung enthaltenen oder eingebauten Intentionen abhängig. Diese sind problematisch. Um eine Intention als verständlich zu beschreiben, so argumentiert z. B. der Geschichtstheoretiker *Quentin Skinner*,³⁴ und um reinem Relativismus zu entgehen, müssen wir ein Kriterium für konkretes Verstehen haben. Habermas würde hier einen Maßstab für die Trennung von Sein und Schein fordern. Sowohl der Handelnde (H) oder Sprechende wie sein Beobachter (B) oder Hörer müssen u. a. objektiv an einer Konvention, einer eigenen Ethno-situation und einer faktisch akzeptierten, aber nicht unbedingt exklusiven „Methodologie“ oder „Sprache“ teilhaben. Dies ist schon logisch vorgegeben, denn wenn diese objektive Bedingung nicht erfüllt wird, ist (B) eben kein Beobachter mehr. Der minimalste gemeinsame Nenner besteht also in der Beobachtung und Wahrnehmung als vollendetem Akt. *Skinner* will natürlich noch etwas mehr. Er will nicht nur wissen, daß Kontakt hergestellt wurde und daß Intentionen angenommen wurden, sondern auch, ob dieser Kontakt den Intentionen gemäß *richtig* funktioniert und nicht ganz anders. Seine Forderung zielt also auf eine bewußt geteilte Hintergrundkonvention. Übertragen würde dies bedeuten, daß der Ethnomethodologe nicht nur eine beobachtete Situation zu erfassen hat, sondern auch die Vorverständnisse und stillschweigenden Voraussetzungen seiner eigenen Situation als Beobachter kontrollieren und gewissen Normen anpassen sollte. Nur so kann (H) wissen, was er tun oder sagen muß, damit (B) versteht, was (H) intendiert. Ebenso kann (B) nur verstehen, was (H) meint, wenn er weiß, daß (H) das, was er tut oder sagt, als Bestandteil eines Verständigungszusammenhangs verwendet. Tatsache ist natürlich, daß Kommunikation danebengehen kann. Absolute Gewißheit ist nie zu erwarten, ob das Intendierte auch erfolgreich übermittelt wird. So muß jener Zusammenhang nicht unbedingt, wie *Searle* behauptet, explizit vereinbart sein. Das Abkommen, die „Konvention“, die „Vereinbarkeit“ der Handlungen und Aussagen und ihre Verständlichkeit können explizit, implizit, bewußt, unbewußt, echt oder falsch sein. Die babylonische Sprachverwirrung ist nie so weit gegangen, daß gar kein Verständnis mehr möglich ist – wie sollten wir uns sonst über mangelndes Verständnis beschweren oder es gar zum Gegenstand unserer Theoretisiererei erheben. (B) kann (H) also auch verstehen oder zu verstehen glauben, wenn (H) nicht weiß, was er sagen soll, damit irgend jemand ihn richtig versteht. Ein Aspekt unseres Daseins ist die Existentialbedingung einer mit anderen geteilten Welt. In ihr interagieren und kommunizieren wir mit anderen, manchmal friedlich und erfolgreich, manchmal kriegerisch und zerstörerisch, immer aber materiell, historisch und meistens auch bewußt. Trotzdem oder gerade deswegen sind wir nicht in der Lage, gegebene Situationen, Bilder, Texte in ihren eigenen Schranken, ihrer exklusiven Terminologie hinreichend und wissenschaftlich zu verstehen. Jeder hat neben allgemeinem Wissen auch spezifisches. Seine eigene Perspektive hat er sowohl in bezug auf das Allgemeine wie auf jede einzelne Situation. Verständnis, richtiges Verständnis, muß aber von falschem Verständnis unterschieden werden können.

³⁴ Q. Skinner, Conventions and Understanding of Speech Acts, in: *Philosophical Quarterly* XX (1970) 118-138.

Hier liegt das Problem nicht nur von Relativismus oder Positivismus, sondern auch von Subjektivität und Hermeneutik. Wie gesagt, vieles von dieser Problematik wurde von Phänomenologen und sogar durch *Max Webers* Begriff des Verstehens für die Soziologie aufgearbeitet. Ganz erklärt wurde es nie.

Evident ist (soweit es übrigens auch tautologisch ist), daß wir um so mehr von einer spezifischen Situation, Handlung oder Sache wissen, sie um so besser verstehen, je mehr wir von ihr und um sie erfahren, je mehr wir uns in die spezifische Lage versetzen. "The proof of the pudding is in the eating" lautet das englische Sprichwort, und *Wittgensteins* Wahrheit von der Verwendungsweise eines Wortes (seines Gebrauchs in der Sprache, wie sie tatsächlich gesprochen wird) trifft auch auf den Ethnojargon zu. Demzufolge ist es das Ziel der Erkenntnis, an der tatsächlichen Verwendung oder dem Vorkommen eines Wortes oder anderen Phänomens möglichst direkt und intensiv teilzunehmen. Dabei ist es die privilegierte Möglichkeit sowohl der aus der Sprachphilosophie abgeleiteten Geschichtsinterpretation wie auch der Ethnomethodologie, daß sie sich nicht allein auf die von den Beteiligten vermittelten Indizien und Rapporte verläßt, sondern die für die in der Situation faktisch vorliegende Verständlichkeit notwendige kommunikative Basis, die ihr zugrunde liegende und doch spezifische Konvention zu entdecken und so zu neuem Verständnis zu führen. Daß hierbei auch das Stillschweigen und das Verschwiegene des Ethnomethodologen ins Gewicht fallen, erscheint mir als unlösbares Problem seines Programmes. Seine Anteilnahme an Situationen bleibt künstlich oder unintelligent.

Damit wären wir wieder am Ausgangspunkt. Denn ebenso wie zu Einzelpunkten kann natürlich auch unser Verständnis und unsere Interpretation der Grundlagenkonvention anders als eindeutig ausfallen. Klarheit und Eindeutigkeit garantieren aber weder positivistische Objektivierungsversuche noch ethnomethodologische Anstrengungen. Wenn überhaupt, dann kann diese jeweils nur in einem gegenwärtigen Verständnis oder politisch aktualisierten Weltbild etabliert werden, das laufender Kommunikation, Ausgleichung, Kritik und Änderung unterworfen ist und nur auf diese Weise aktuell bleiben kann. Die Ethnomethodologie versucht, sich dieser laufenden Kritik zu entziehen, indem sie die Verantwortung für eigene Methodologien und angenommene Situationsbasis zurückwirft. Daß der Soziologe unweigerlich auch selbst „Mitglied“ ist, entgleitet ihrer Aufmerksamkeit. Ihre Entdeckungen und Beschreibungen sind jeder Überprüfbarkeit entzogen. Sie wird zur Alibimethode wissenschaftlich-politischen Bewußtseinsmangels. Sowohl vom positivistischen als auch vom strukturalistischen (besonders Althusserischen) Standpunkt ist sie unwissenschaftlich – vom Standpunkt humanistischer und kritisch-dialektischer Theorie unkritisch. – Eskapismus? Sie verweigert jede politische Verantwortung und streitet den relevant normativen Wert ihrer Produktion ab.